

Konrad Falkenberg

DIE KONZILHURE

Konrad
Falkenberg

Die Konzilhure

Historischer Roman

Für meine Mutter – in liebevoller Erinnerung.

VORWORT DES AUTORS

Der Roman, den Sie in Händen halten, führt in eine Zeit, die mehr als sechshundert Jahre zurückliegt. Das Konstanzer Konzil (1414–1418) war eines der bedeutendsten Ereignisse des späten Mittelalters. Kaiser, Päpste, Kardinäle, Gesandte, Gelehrte, Händler, Pilger – und mit ihnen unzählige einfache Menschen – strömten damals in die Stadt Konstanz. Für wenige Jahre wurde sie zum Mittelpunkt der christlichen Welt.

Wer sich einer solchen Epoche literarisch nähert, steht vor einer besonderen Herausforderung: der Sprache.

Die Menschen des 15. Jahrhunderts sprachen und schrieben ein Deutsch, das für heutige Leser kaum verständlich wäre. Ein Roman in der tatsächlichen Sprache jener Zeit würde den Zugang zur Geschichte eher erschweren als erleichtern. Deshalb wurde für dieses Buch ein anderer Weg gewählt.

Die Sprache des Romans ist modernes Deutsch, wurde jedoch bewusst in Rhythmus, Wortwahl und Ton an die Atmosphäre des Spätmittelalters angenähert. Manche Formulierungen sind einfacher, direkter und bildhafter gehalten, als wir es heute gewohnt sind. Dialoge orientieren sich an der Höflichkeit, den Hierarchien und der Denkweise jener Zeit. Zugleich wurde darauf geachtet, dass der Text für heutige Leser flüssig und verständlich bleibt.

Es handelt sich also nicht um eine historische Rekonstruktion der mittelalterlichen Sprache, sondern um eine literarische Annäherung an ihre Klangwelt.

Der Roman verbindet historische Ereignisse mit einer fiktiven Handlung. Viele Orte, Figuren und Abläufe sind historisch belegt, andere entspringen der Vorstellung des Autors. Wo sich Geschichte und Erzählung berühren, wurde versucht, den Geist der Zeit möglichst glaubwürdig einzufangen – die Hoffnungen, Ängste, Machtkämpfe und Widersprüche einer Epoche, in der Glauben, Politik und menschliche Schwächen oft untrennbar miteinander verbunden waren.

Wenn es dem Leser gelingt, beim Lesen für einige Stunden in diese ferne Welt einzutreten und ihre Menschen als lebendige Figuren zu erleben, hat dieser Roman seinen Zweck erfüllt.

Konrad Falkenberg

DER VERPFÄNDETE NAME

Der Wind wehte vom Rhein her und brachte den Geruch von nassem Holz, Rauch und kaltem Stein in die Gasse. Als Anna die Läden aufstiess, strich ihr die feuchte Luft übers Gesicht, und die Mauer gegenüber glänzte noch vom Tau, als hätte in der Nacht jemand einen nassen Pinsel darübergezogen. Die Glocke des Schaffhau-
ser Münsters schlug, ein Ton, der in die Bretter fuhr und im Brustkorb nachhallte, und für einen Herzschlag lang konnte man glauben, dies sei ein gewöhnlicher Herbstmorgen, einer von den vielen, an denen der Laden sich langsam füllte, das Licht ins Holz kroch und der Vater mit einem Scherz die Kundschaft begrüsst. Doch Anna wusste, dass es keiner dieser Tage war, denn seit drei Nächten hatte der Vater kaum geschlafen. Seine Schultern waren schmal geworden, und die Zahlen, die er in schiefen Reihen in das Buch kratzte, schienen nicht dazu bestimmt, je wieder Ruhe in diesen Raum zurückzubringen.

Auf dem Tisch lagen drei Ballen Leinwand, säuberlich umwickelt, doch staubig an den Kanten; daneben ein Rest italienischen Tuchs, dessen Blau längst an Leuchtkraft verloren hatte. In der Ecke hingen Bündel von dunklem Garn, halb gefärbt, halb versprochen, denn der Färber hatte die Hälfte einbehalten, bis der Lohn beglichen sei, und der Färbergang war härter als jedes Mahnwort. Anna strich mit den Fingern über die Kante des Tuchs, prüfte die Webung, fühlte die kleinen Unregelmässigkeiten, die den Preis drückten, und ihre Hände wussten mehr als ihre Augen, so, wie es die Mutter ihr beigebracht hatte: »Sieh, ja; aber glaube deinen Fingern, wenn die Welt dir etwas vormacht«, hatte die Mutter gesagt, und diese Stimme ging ihr seit drei Jahren nach, seit jener Nacht, in der das Fieber die Mutter fortgenommen hatte, so schnell, dass nicht einmal das Amen hinter dem letzten Gebet herkam.

»Hast du die Läden offen?« rief der Vater von der Treppe, seine Stimme rau, als habe sie die Nacht an den Zahlen gerieben.

»Ja, Vater«, antwortete Anna. »Soll ich Wasser holen? Der Brunnen ist frei.«

»Später«, kam es zurück, »wenn sie da waren. Erst dann werden Becher gebraucht, nicht vorher. Lass es gut sein, Kind.«

Er trat aus dem Schatten, glattrasiert, das Haar mit Wasser zurückgestrichen, das Wams ordentlich, der Gürtel geschlossen, als wolle er der Welt beweisen, dass Ordnung noch möglich sei. Dennoch glitzerte Schweiss auf seiner Stirn, und er setzte sich hinter die Theke, legte die Hand auf das Holz, als müsse er daran festhalten, und sagte mehr zu sich als zu ihr: »Es wird sich fügen, wie das Eis im Frühjahr bricht, wenn der Rhein zu reden anfängt.«

»Vater«, sagte Anna, näher an ihn herantretend, »wer kommt? Du hast mir nichts gesagt.«

Er wich ihrem Blick aus, griff nach dem Rechnungsbuch, legte es aber gleich wieder weg. »Einer vom Rat. Ein Schreiber oder einer, der sich so nennt. Vielleicht trägt er den Willen anderer in der Tasche. Es geht um... eine Möglichkeit.«

»Für wen?« fragte Anna, und sie erschrak über den Klang ihres eigenen Wortes, das zu gross war für diesen Raum.

»Für uns«, sagte er, und in dem Wort lag Scham, aber auch Trotz, als müsse er es gegen jemanden verteidigen.

Die Glocke an der Tür klang, gedämpft, als legte jemand die Hand an den Klöppel, und ein Mann trat ein, schmal im Körper, breit im Blick. Der graue Mantel gut geschnitten, aber nicht neu, am Gürtel ein alter, weicher Beutel, der schwer hing, an der linken Hand ein Ring, kein prunkvolles Stück, eher ein Zeichen dafür, dass dieser Mensch mit Dingen umging, die Gewicht hatten. Er verbeugte sich unaufdringlich.

»Meister Hans«, sagte er mit honigsüßer, doch trockener Stimme, »verzeiht mein frühes Kommen. Ein leises Wort verliert nicht an Wert, wenn es die Dämmerung begleitet.«

»Ein leises Wort verliert oft an Wahrheit, wenn es fremde Füße in meine Stube tragen«, erwiderte Hans und stand, den Rücken gerade, als habe ihn das Kommen des Mannes plötzlich um einen Zoll wachsen lassen. »Ihr seid nicht euer eigener Herr, wenn ihr hier sprecht.«

»Selten ist man das«, sagte der Schreiber, »und nie in diesen Tagen. Ich bringe Kunde aus Konstanz.«

»Ganz Schwaben bringt Kunde aus Konstanz«, gab Hans zurück. »Drei Päpste, ein Kaiser, ein Meer aus Purpur. Was geht das meinen Laden an?«

Der Schreiber liess den Blick nur kurz über die Ballen, die Wand, die Kanten der Armut gleiten und legte ihn dann auf Anna, nicht lüstern, nicht anzüglich, eher prüfend, wie ein Handwerker ein Werkzeug betrachtet, das zu einer Arbeit taugen könnte; dann sagte er leise: »Ein Legat richtet Haus in Konstanz. Er braucht Hände. Junge, tüchtige, schweigsame und gehorchende Hände. Eine Zofe. Es wurde mir zugetragen, Meister Hans, dass eure Tochter...« er neigte den Kopf »... geschickt ist, zuverlässig, und dass euer Name der Hilfe bedarf.«

»Sprecht gerade«, sagte Hans, die Finger trommelten auf der Theke. »Was zahlt man, und was verlangt man.«

»Eine Antrittsgabe«, sagte der Schreiber, nannte eine Zahl, die in der Luft hängen blieb, als hätte sie selbst Gewicht, »genug, um den Färber zu besänftigen, den Gerber ruhigzustellen und dem Wirt am Rhein ein Lächeln abzukaufen. Der Dienst dauert ein Jahr. Kleidung, Kost, Unterkunft im Hause und Schutz. Ein Brief im Monat an euren Tisch. Wenn Krankheit kommt, sorgt das Haus. Wenn Fleiss kommt, sorgt es mehr.«

»Und wenn Unrecht kommt?« fragte Anna, die Hand an der Kante, die Finger weiss. »Sorgt dann auch das Haus?«

Der Schreiber wandte ihr den Kopf zu, und für einen Atemzug war da so etwas wie Respekt. »Das Haus sorgt für Ordnung«, sagte er, »und Ordnung ist, was grosse Herren sagen. Wer gehorcht, schläft. Wer widerspricht, lernt die Breite von Treppenstufen kennen. Ich rede nicht um Dinge herum, die ihr nicht hören wollt.«

»Ihr redet um das, was ihr nicht schreiben dürft«, entgegnete Anna.

»Ich schreibe, was geschrieben werden kann«, sagte er, »der Rest bleibt im Zwischenraum der Stimmen.«

Hans hob die Hand. »Genug. Ihr bringt einen Vertrag?«

Der Schreiber nahm ein Pergament aus der Tasche, legte es auf die Theke, zog Feder und Tintenfasschen, und die Bewegung hatte nichts Hastiges, nichts Schändliches, sondern die Gewohnheit eines Mannes, der weiss, wie man Worte bindet. »Name, Alter, Taufpfarrei. Lesen, Schreiben? Nähen?«

»Sie kann lesen und nähen«, sagte Hans schnell. »Schreiben, so gut es nötig ist.«

»Ich kann schreiben«, sagte Anna ruhig, »schöner als die meisten Männer im Rat.«

»Für wen?« fragte Anna. »Für die Hand, die ihn hält, oder für den, der ihn zu spüren bekommt?«

»Für beide, wenn man gut zielt«, sagte der Schreiber, und in seinem Ton lag ein kurzes, trockenes Lachen, das sich nicht traute, ganz aus dem Hals zu kommen. »Lebt wohl, Meister Hans. Jungfer Anna.« Er verneigte sich, verliess die Stube, und sein Mantel strich an der Türpfostenkante entlang wie ein Pinsel.

Der Raum fühlte sich zu gross an, da der Mann fort war. Hans stützte die Hände auf die Theke, als hätte er plötzlich das Gewicht des Pergaments auch in den Handflächen. »Du wirst mir sagen, ich hätte dich verkauft«, sagte er, ohne sie anzusehen.

»Nein«, sagte Anna und trat näher. »Ich werde sagen, dass du mich in Dienst gibst. Und ich werde dich bitten, meine Briefe zu lesen. Jeden. Wenn ich nur das Wort ›Atem‹ schreibe, lies es zweimal.«

Er griff nach ihrer Hand und drückte zu fest. »Ich lese, und ich atme.«

»Dann schreibe ich, und ich werde atmen«, erwiderte sie, und ein kleines Lächeln ging über ihr Gesicht, so flüchtig, dass es mehr Versprechen als Freude war.

Später, als der Vormittag schon weit war, ging Anna zum Markt. Der Himmel blieb blass, die Luft roch nach Fisch und nassem Stroh, die Stimmen der Händler legten sich wie ein Netz über den Platz. Eine Frau pries Nadeln an, als seien es Amulette gegen Unglück, ein Bursche rollte Fässer, deren Eisenringe ein hartes Lied sangen, ein alter Mann verkaufte Äpfel, die schon die Falten des Winters zeigten. Anna kaufte Faden und ein paar Nadeln, die gut in den Finger lagen, feilschte nicht lange, denn die Zeit schien ihr plötzlich ein Gut, das nicht aufgestapelt werden konnte. Neben ihr sprachen zwei Männer laut genug, dass alle es hören konnten, und leise genug, dass niemand sagen konnte, sie hätten geschrien.

»Sie schicken die Mädchen nach Konstanz«, sagte der eine, »als wären sie Briefe, die man sich nicht traut, selbst zu lesen.«

»Sie schicken die Schulden hinterher«, sagte der andere, »und hoffen, dass der Rhein sie nicht zurückbringt.«

Anna wandte sich nicht um. Sie ging zum Brunnen, tauchte die Hände ins kalte Wasser, sah in die zitternde Fläche, in der der Himmel sich verwarf, und sagte halblaut, nur für sich: »Ich bin kein Brief. Ich bin Anna, und ich werde atmen.«

Auf dem Heimweg begegnete sie Pater Nicolaus, der in der Pfarrei half, wo man die Taufe der Mutter eingetragen hatte und eines Tages ihre

Beerdigung eintragen würde. Er blieb stehen, sah sie freundlich an, und in seinem Blick lag nichts von jener kalten Neugier, die so viele Männer in der Stadt in diesen Tagen trugen. »Anna«, sagte er, »dein Vater sprach gestern mit mir. Er hat gesagt, du gehst in Dienst.«

»In Konstanz«, sagte sie, »beim Haushalt eines Legaten.«

»Viele gehen dieser Tage«, sagte er, »und viele kehren nicht als dieselben zurück. Ich habe nichts, das dich schützt, ausser einem Rat, der oft wenig wert ist: Behalte die Worte, die du in dir trägst. Wer sie dir nehmen will, will dich nehmen.«

»Ich werde schweigen, solange ich atme«, sagte sie, »und sprechen, wenn ich atmen muss.«

Er lächelte schmal. »Vielleicht ist das Gebet nichts anderes.«

Am Nachmittag kam Konrad, der Knecht, brachte Holz, legte es ordentlich in den Kasten, wischte die Axtklinge mit einem Stück Leinwand ab, als wäre sie ein Spiegel. »Man sagt«, sagte er am Türpfosten stehen bleibend, »dass sie in Konstanz die Hühner in den Kirchen schlafen lassen müssen, weil kein Platz mehr ist, und die Huren in den Ratsstuben, weil die Herren dort länger tagen als im Bett.«

»Man sagt vieles«, erwiderte Anna, »der Rhein fliesst dennoch nicht bergauf.«

»Ich gehe mit bis zum Obertor, wenn du willst«, bot er an.

»Ich will«, sagte Hans hinter ihr, »und du trägst den Mantel der Jungfer, wenn Regen kommt.«

Sie assen zu dritt eine Suppe, die nach Lauch schmeckte und nach Geduld, die mehr kochen musste, als in den Topf passte. Hans sprach länger als sonst, und plötzlich, als sei durch die unterschriebene Zeile die Tür zu einem helleren Zimmer aufgegangen, erzählte er von der Mutter: wie sie einmal den Färber drei Tage lang warten liess und ihn am vierten doch zum Lachen brachte; wie sie die Preisliste auswendig konnte und den Kunden dennoch das Gefühl gab, sie hätten sie selbst zu ihren Gunsten verändert; wie sie am Abend mit einem Tuch in der Hand an der Schwelle stand und der Laden aussah, als habe er keine Sorgen. »Sie hätte dem Schreiber das Doppelte abgehandelt«, sagte Hans und schüttelte den Kopf, halb bewundernd, halb traurig. »Und sie hätte dich trotzdem ziehen lassen, weil sie gewusst hätte, dass die Stadt dich sonst frisst.«

»Dann nehme ich, was von ihr in mir ist«, sagte Anna, »und den Rest macht der Rhein.«

In der Nacht, als die Geräusche der Stadt dünn wurden und nur noch in der Ferne ein Wagen rumpelte, holte Anna die kleine Holzschatulle unter dem Bett hervor, die die Mutter ihr hinterlassen hatte. Darin lag die Haarnadel aus Bein, glatt und warm vom Erinnern, ein Tuch mit einer feinen Stickerei, deren Muster man mit den Fingern lesen konnte, und das kleine Gebetbuch mit der Zeile auf der ersten Seite: »Für Anna, damit sie Worte findet, wenn die Welt keine hat.« Sie steckte die Nadel ins Haar, band das Tuch über die Schultern, schlug das Buch auf und las nicht laut, aber auch nicht nur mit den Augen, sondern mit der ganzen Haut. Die Sätze waren wie Fäden, die man über brüchiges Holz spannt, damit es hält.

Der nächste Tag brachte wenig Neues, und gerade deshalb brachte er viel. Hans ging zum Färber, kam mit gesenktem Kopf zurück, doch ohne Streit. Anna nähte an einem Hemd, das gut sitzen musste, wenn man reist, und die Nadeln glitten willig, als hätten sie begriffen, dass es diesmal nicht um Eitelkeit ging. Gegen Mittag klopfte es erneut an der Tür, und der Schreiber trat ein, als sei er zufällig vorbeigekommen. »Ich bringe euch dies«, sagte er, legte eine zweite Bleimarke auf die Theke und eine Liste mit Namen, »damit ihr am Tor nicht wartet, wenn die Wachen fragen, wer ihr seid. Und ich bringe eine Nachricht: Der Kardinal, der das Regiment führt, ist ein Mann, der Ordnung liebt. Eure Tochter möge lernen, in geraden Linien zu gehen. Es schadet ihr nicht.«

»Gerade Linien sind selten in alten Gassen«, sagte Anna. »Man lernt zu gehen, indem man nicht fällt.«

»Ihr werdet lernen«, sagte er, und zum ersten Mal, seit er in diesen Laden gekommen war, war in seinem Ton etwas, das nach Hoffnung klang, nicht nur nach Auftrag. »Drei Tage. Vergesst es nicht.«

»Wir vergessen nicht«, sagte Hans, und er begleitete den Mann bis an die Tür, als wolle er wenigstens diesen Weg kontrollieren.

Der zweite Abend war still. Sie sassen ohne Suppe, nur mit einem harten Brot, das sie in Wasser tauchten. Hans holte das Kassenbuch, schrieb oben, schief und trotzig, ein Wort hin: »Atem.« Er zeigte es ihr nicht. Sie sah es dennoch. »Wenn ich nicht schreibe«, sagte sie, »dann liegt es daran, dass der Bote blind ist. Nicht daran, dass ich die Worte verloren habe.«

»Und wenn du kein Papier hast?« fragte er, halb im Ernst, halb aus Angst.

»Dann ritze ich das Wort in die Kante eines Holzspans«, sagte sie, »und gebe ihn dem Rhein. Er findet dich.«

KINDHEIT IM SCHATTEN

Die Nacht nach dem Besuch des Schreibers brachte Anna kaum Schlaf, und doch war es nicht die Angst vor der Reise, die sie wachhielt, sondern ein beständiges Strömen von Bildern, die erst flackernd wie Kerzenflammen über die Balken huschten und dann, je länger sie in die Dunkelheit starrte, desto deutlicher wurden, als hätten sie nur darauf gewartet, gerufen zu werden. Als die Stadt endlich still lag, der Rhein hinter den Mauern ein tiefes, gleichmässiges Atmen war und im Nebenraum die Schritte des Vaters seltener wurden, legte sich ihr die Kindheit in kleinen, warmen Szenen um die Brust, so greifbar, dass sie die Hand aus dem Bettdeckenschlitz streckte, als könnte sie den Saum eines alten Schürzenbands wieder fassen, das längst zu Fäden geworden war.

Die Küche war das Herz des Hauses gewesen, ein niedriger Raum mit russgeschwärzter Decke, in dem das Feuer selten ganz erlosch, wo die Luft nach Brotrinde, Herdasche, Lauch und Seife roch, und in dessen Geräuschen, dem Schnappen der Flamme, dem dumpfen Stossen eines Holzscheits, dem hellen Klirren eines Tonkrugs, die Tage ihren Rhythmus fanden. Hier stand die Mutter in einem dunkel geflickten Rock, die Ärmel hochgekrempelt, die Haare unter einem Tuch, die Hände kräftig, aber nie grob, und knetete den Teig mit einer Ruhe, die an Zauberei grenzte, bis er nachgab, weich wurde und die glatte Haut bekam, die man brauchte, damit er im Ofen aufging. »So, Kind«, hatte sie gesagt, als Anna zum ersten Mal neben ihr stand und versuchte, dieselben Bewegungen zu machen, die Arme zu kurz für die Wucht, die sie dem Mehl und Wasser abringen wollte, »so ist auch das Leben: Es ist störrisch, wenn du zu zaghaft bist, und weich, wenn du ihm Wärme gibst; und wenn es zu kleben beginnt, streu ein wenig Mehl an die Hände, aber denk daran, Mehl ist nur Hilfe, nicht Lösung. Die Lösung bist du.«

Viele Nachmittage hatte Anna auf dem kleinen Schemel in der Ecke gesessen, die nackten Füße untergeschlagen, und mit einem kurzen Holz-

span Muster in den Staub gezogen, Kreise, die sich ineinander schoben, Blätter, die aneinanderhingen, kleine Fischlein mit zwei Strichen als Augen, und irgendwann waren aus diesen Strichen Buchstaben geworden, erst das A, weil die Mutter ihren Namen leise vor sich hersagte, wenn sie die Haare flocht, dann das N, das so eigensinnig stand wie ein Hausgiebel, der sich nicht neigen liess, schliesslich das ganze Alphabet, bei dem die Mutter immer wieder dieselben Sätze wiederholte: »Worte sind Messer und Löffel zugleich: Du kannst mit ihnen verletzen, aber du kannst auch Nahrung teilen. Gib sie nie aus der Hand, und wenn man dir das Messer nehmen will, dann iss notfalls mit den Fingern, aber vergiss nicht, dass du einmal Messer hattest.« Sie hatte ihr die Buchstaben nicht aus Eitelkeit beigebracht, nicht, um sie über andere zu erheben, sondern als Schutz, weil sie ahnte, was Männer und Rat und Zeiten mit einer Frau anstellen, die keine Sprache hat, die über das Nicken hinausgeht.

Der Vater war in jenen frühen Jahren ein anderer gewesen als der Mann, den Anna am gestrigen Abend über den Zahlen hatte brüten sehen. Er hatte damals den Laden mit einer Art heiterer Strenge geführt, die Kundschaft mit Namen begrüsst, die Leinwandbündel mit einer Bewegung gehoben, die nicht nur Kraft, sondern auch Stolz zeigte, und wenn er von seinen Reisen zurückkam, zwei, drei Wochen fort, bis Basel, nach Zürich, einmal gar bis Ulm, brachte er nicht nur Tuch und Zwirn und die üblichen Geschichten von schlechten Strassen und günstigen Gelegenheiten mit, sondern auch kleine, völlig unnütze Geschenke, die das Herz eines Kindes grösser machten: eine grüne Glasperle, die im Licht aussah, als trüge sie den Rhein in sich, eine Pfauenfeder aus einem fernen Hof, die Anna an die Wange legte, bis sie lachen musste, oder einen Kamm aus Apfelholz, der so fein geschnitten war, dass die Zinken wie Musik wirkten; und wenn er die Tür aufgestossen hatte, umarmte er zuerst die Mutter, dann hob er Anna mit einem »Wie wächst du denn, du Spindel!« in die Höhe, und die Welt roch dann nach Pferd und Leder und Rauch, was Anna all die Jahre später noch mit Heimkehr verband.

Natürlich waren nicht alle Tage hell gewesen. Es gab auch die anderen, die an der Haut klebten wie feuchtes Tuch, in denen die Kundschaft ausblieb, in denen die Nachbarn ihre Stimmen senkten, wenn sie am Laden vorübergingen, und die Mutter in der Küche mit dem Rücken zur Tür stand, die Hände länger als nötig im Spülwasser, den Kopf gesenkt, weil sie wusste, dass der Vater die Hoffnung, die er mit hinausgetragen hatte, zu teuer bezahlte. In jenen Nächten hörte Anna die Sätze, die sich durchs

Holz frassen: »Hans, du musst vorsichtiger sein, wir können nicht immer auf das nächste Geschäft hoffen«, und die knappen Antworten, die wie Steine zurückkullerten.

»Ohne Wagnis kein Gewinn, Elsbeth; ein Kaufmann ohne Hoffnung ist tot«, und manchmal fiel etwas zu Boden, nicht mit dem Zorn eines Wurfs, eher mit der Müdigkeit von Händen, die nichts mehr halten wollten, und am Morgen lag die Scherbe in der Ecke und war doch nicht das, woran man sich schneiden konnte.

Es gab aber auch die Feste der kleinen Leute, die im Jahr ihren festen Platz hatten. Die Kirchweih mit den Zuckerkringeln, die an den Zähnen klebten, der Fastnachtsabend, an dem der Vater einmal mit einem lächerlich hohen Hut auf dem Kopf tanzte, sodass die Mutter sich die Seite halten musste vor Lachen. Die Herbstmesse, an der Händler aus vielen Ländern ihre Waren auf Tischen ausbreiteten, die Beine wacklig, die Preise übermütig, und Anna, die dazwischenstand, den Atem anhaltend, weil die Welt in Farben sprach, die sie noch nicht kannte. Und wenn sie dann abends, die Füße müde, am Rhein saßen, der Vater ein Lied aus dem Wirtshaus summt, die Mutter den Kopf an seine Schulter lehnte und die Steine, die Anna ins Wasser warf, ihre Kreise zogen, erst klein, dann grösser, dann so gross, dass sie an den Rand der eigenen Vorstellung stiessen, schien es, als seien all die Sorgen nichts als Dellen in einem Metall, das man wieder glatt streichen konnte, wenn man nur lange genug polierte.

Der Tag, an dem Anna ihr erstes eigenes Kleid nähen durfte, stand so klar vor ihr, als hätte sie ihn in ein Glas gegossen. Die Mutter hatte aus den Resten eines Leinwandballens zwei ungleiche Stücke geschnitten, ein Vorder- und ein Rückenteil, dazu zwei schmale Streifen, die die Ärmel werden sollten, und sie hatte gesagt, mit einer Mischung aus Ernst und Scherz: »Es wird nicht schön, aber es wird deins, und was deins ist, trägst du lieber, selbst wenn es anderen zu grob ist.« Anna hatte die Nadel gefasst, die Stirn in Falten gelegt, die Stiche schief gesetzt, und doch war am Ende etwas entstanden, das man Kleid nennen konnte. Der Vater war in die Küche gekommen, hatte sie angesehen und gesagt: »Du siehst aus wie eine Händlerin, die den Preis kennt und doch lächelt«, und die Mutter hatte den Kopf geschüttelt, halb tadelnd, halb stolz, und Anna hatte das Kleid den ganzen Tag nicht mehr ausgezogen, obwohl der Saum an den Knien kratzte.

Später, als die Mutter merkte, dass aus dem kindlichen Zeichnen von Strichen eine eigensinnige Liebe zu Zeichen geworden war, brachte sie

mit der Mutter bedeckten, zugleich das Lachen aus dem Haus genommen und als hätte der Vater, der in den Wochen darauf den Laden wieder öffnete, das Messer, mit dem er Preise schnitt, nicht mehr in der Hand, sondern im Rücken.

Von da an war die Kindheit nicht mehr ein Ort, an dem man wohnte, sondern einer, an dem man zurückkehrte, wenn die Küche am Abend zu still wurde. Anna wuchs in die Lücken, die die Mutter hinterlassen hatte, sie lernte, die Suppe dünn und dennoch tröstlich zu kochen, das Tuch zu prüfen und ehrlich zu preisen, die Kundschaft anzusehen, wenn es ihr guttat, und wegzusehen, wenn die Blicke Finger bekamen. Sie stand mit dem Vater im Laden, übernahm das Zählen, vermied das Raunen, wenn Rechnungen fällig wurden, hielt die Hand ruhig, wenn der Färber wieder einmal die Hälfte des Garns einbehielt. Sie gewöhnte sich an die doppelte Bewegung der Tage, die am Morgen das Fenster putzte und am Abend etwas Trauer abwischte, die nie ganz wegging.

Und doch hatte sie weiter geträumt, auf eine Art, die nicht von Fluchten lebte, sondern von Möglichkeiten. Von Märkten, die grösser waren als der Platz vor dem Münster, von Hallen, in denen Stimmen aus allen Himmelsrichtungen einander überlagerten, ohne sich zu verschlucken. Von Kleidern, deren Stoffe so fein waren, dass sie wie Wasser über die Hand liefen, von Seiten, auf denen nicht nur die Namen Gottes, sondern auch die Wörter der Menschen standen, die stritten, suchten, fragten, behaupteten. Manchmal, in der Dämmerung, wenn der Vater eingeschlafen war und der Rhein sein Nachtlied begann, stand sie am Fenster, stützte die Stirn gegen das kalte Glas und stellte sich vor, sie stünde irgendwo, wo man sie hören müsste, und sie würde sprechen, nicht mit lauter Stimme, sondern mit einer, die nicht mehr einzuschüchtern war.

Eines Abends, sie mochte zwölf oder dreizehn gewesen sein, hatte der Vater sie mit zum Rathaus genommen, weil ein Stoffpaket zu holen war, das ein entfernter Vetter im Auftrag eines anderen Vetters hatte liegen lassen. In der Halle roch es nach Wachs und Tinte, die Wände waren kälter als die der Kirche, doch in der Luft lag etwas von Wichtigkeit, und ein alter Schreiber mit einem Gesicht wie trockenes Leder hob kurz die Augen, als Anna an ihm vorbeiging, und sagte, ohne zu lächeln: »Kinder gehören nicht hierher.« Der Vater hatte dies mit einem »Heute schon« beantwortet, das so fest war, dass Anna noch Jahre später den warmen Druck seiner Hand auf ihrer Schulter spürte, und der Schreiber, der so gern die Zunge

wie ein Messer benutzte, hatte die seine eingesteckt, was Anna als einen Sieg verbuchte, der grösser war, als er aussah.

Im Frühling, der dem Tod der Mutter folgte, blühte am Rand der Gasse ein Birnbaum, den niemand besass oder alle, und seine Blüten waren eine Unverschämtheit. Sie taten so, als sei die Welt nicht gerade kleiner geworden. Anna schnitt zwei Zweige und stellte sie in den Krug neben die Theke, woraufhin der Vater etwas sagen wollte, das mit »Unnütz...« begann, aber nicht zu Ende kam, weil der Raum plötzlich anders atmete. Später in diesem Frühling hatte Anna zum ersten Mal die Blutung, was sie allein erschreckte und gleichzeitig mit einer Klarheit erfüllte, die sie nicht erwartet hatte, und weil sie die Mutter nicht mehr fragen konnte, legte sie das Tuch aus dem Gebetbuch auf den Bauch, setzte sich an den Herd und wartete, bis die Wärme des Ziegels, den sie in die Glut gelegt und in ein altes Stück Leinen gewickelt hatte, die Angst in etwas überführte, das man ertragen kann. Als der Vater hereinkam und sie dort sitzen sah, sagte er nur unbeholfen: »Alles gut, Kind?«, und sie nickte, und es ist möglich, dass in diesem behutsamen Nicken zum ersten Mal die Frau in ihr den Kopf hob.

An einem anderen Tag, an dem der Rhein hoch stand und die Fische im Markt wie Silber aufeinanderlagen, nahm die Mutter, damals noch lebendig, Annas Hand und führte sie über den Platz, blieb vor dem Tisch der Nadlerin stehen und liess sie die Spitzen fühlen, liess sie mit geschlossenen Augen die feinen Unterschiede zwischen guten und schlechten Nadeln ertasten, liess sie zwischen Zinnlöffeln und solchen aus einem Material wählen, das der Händler als »neues, weiches Silber« anpries. Als Anna die Zinnlöffel wählte, weil ihre Zähne sie »ehrlicher« fanden, lachte die Mutter und sagte leise: »Deine Finger lügen nicht. Wenn dir einmal Männer im Purpur lügen, halte die Finger ans Herz.« Es war einer jener Sätze, die wie ein heimlicher Knoten in einem Rockband sind: Man vergisst ihn, bis man stolpert, und dann rettet er den Fall.

All dies, das Helle wie das Düstere, kam in jener Nacht zu Anna, als spräche die Vergangenheit in einer Sprache, die nur die kennen, die kurz davor sind, die Kindheit endgültig zu verlassen. Als der Morgen an den Fenstern kratzte, leise, wie eine Maus, die Brot will, stand sie auf, wusch sich mit kaltem Wasser, das die Haut straffer machte, flocht das Haar mit einer Sorgfalt, die an ein Gebet erinnerte, und ging in den Laden, wo der Vater bereits sass, das Kassenbuch vor sich, und oben am Rand in einer

schiefen, trotzig grossen Schrift ein einziges Wort stand, das er am Abend zuvor notiert hatte: »Atem.«

»Hast du geschlafen?« fragte er, ohne aufzusehen.

»Wenig«, sagte Anna, »aber genug, um zu wissen, was ich weiss.«

»Und was ist das?« Er hob den Kopf, und in seinen Augen lag die Müdigkeit von Monaten, aber auch etwas, das aussah wie ein Streichholz.

»Dass ich nicht als Fremde in die Welt gehe«, sagte sie, »sondern als die Tochter meiner Mutter, und dass ich nicht schweigen will, aber schweigen kann; dass ich gehorchen werde, solange ich atmen kann, und atmen werde, wenn man mir das Sprechen nimmt.«

Er nickte, und das Nicken war nicht die Zustimmung eines Mannes, der eine Wahl hat, sondern die eines, der eine Wahrheit erkennt, der er sich nicht entgegenstellen kann, ohne sie zu beschädigen. »Dann pack dein Bündel klein«, sagte er, »und nimm wenig mit, was dich schwer macht; lass mir das Gebetbuch da, nur für den Fall, dass...« Er verstummte, weil Worte oft dort enden, wo das Herz beginnt, »... Nein, nimm es mit; ich werde mir ein anderes suchen.«

Sie frühstückten wenig, ein Stück Brot, das sie in warmes Wasser tauchten, um der Illusion von Suppe nachzuhelfen, und danach stellte Anna sich an die Tür, sah in die Gasse, die in diesen Stunden die Münder der Nachbarn aufschloss, und hörte Sätze, die wie Stiefel traten: »Die Tochter vom Hans, die geht jetzt auch... sagt man, nach Konstanz... Na, die haben Augen dort, die sehen solch hübsche Mädchen... der Rhein bringt alles zurück, aber nicht die Unschuld...« Sie schloss die Tür mit ruhiger Hand, setzte sich an den Tisch, zog einen Faden durch die Nadel und nähte an dem Hemd weiter, das sie sich für den Weg zurechtgelegt hatte, und jede Naht war ein »Ich«, das sie an den Saum schrieb, unsichtbar für die Welt, unentfernbar für sie selbst.

Gegen Mittag kam Pater Nicolaus vorbei, ein Mann mit freundlichem Blick und wunden Händen, der nie vergass, das Holz des Türrahmens zu berühren, als sei es ein lebendiges Wesen. Er setzte sich nicht, sondern blieb in der Tür, als dürfe er die Grenze nicht überschreiten, und sagte: »Man hat mir zugetragen, dass du gehst, Anna.«

»Ich gehe«, antwortete sie, »und ich komme wieder, wenn die Stadt mich lässt.«

»Die Stadt lässt viele gehen, aber nicht alle wieder so kommen, wie sie gingen«, sagte er trocken, und dann, milder: »Ich habe nichts, was dich wirklich schützt, ausser dem, was du schon hast. Aber wenn du willst, lege

hatte, noch eine stand, zarter, als hätte er die Feder nicht ganz entschlossen geführt: »Elsbeth«, der Name der Mutter, ein zweiter Segen, den niemand aussprechen musste, damit er wirkte. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, und er legte seine auf ihre, und so sassen sie eine Weile, ohne zu sprechen, als genüge das gemeinsame Gewicht, um das Haus zusammenzuhalten.

Bevor Anna sich zur Ruhe legte, öffnete sie noch einmal die Tür zur Gasse. Der Rhein roch in dieser Stunde anders, ein wenig metallisch, als trüge er heimliche Nachrichten in seinen Adern, und der Himmel über den Dächern war so klar, dass die Sterne keine Figuren bilden mussten, um bedeutend zu sein. »Mutter«, sagte sie in die Kühle, nicht laut, aber auch nicht flüsternd, »ich gehe, aber ich gehe als deine; behalt mich im Blick, wenn du kannst, ich werde atmen.« Und als sie die Tür wieder schloss, fühlte sie keinen Mut, der die Angst fortgeblasen hätte, sondern etwas Kleineres, Nützlicheres: Stand.

So endete die Nacht, in der die Kindheit noch einmal ganz bei ihr gewesen war. Nicht als Schicksal, das man nicht mehr ändern konnte, sondern als Vorrat, den man zu sich nimmt, wenn der Weg lang ist. Als sie sich hinlegte und die Decke bis ans Kinn zog, war der Schlaf endlich da, unruhig zwar, aber freundlich, und sie träumte von einer Küche, in der ein Brot aus dem Ofen fuhr und eine Hand es auffing, ohne sich zu verbrennen.

DAS ABSCHIEDSTOR

Am Morgen hing ein dünner Regen in der Luft, der nicht fallen wollte und doch alles feucht machte. Die Pflastersteine, die niedrigen Türstürze, die Mäntel der wenigen Menschen, die so früh schon auf den Beinen waren. Vor dem Obertor stand der Wagen, die Speichen glänzten dunkel, und der rote Bärtige zurrte die Stricke mit einer Geduld, als wüsste er, dass es nichts nützt, Eile zu knoten. Zwei Frauen warteten beiseite; die eine gross, mit einer Narbe am Kinn, die andere schmal, die Finger unruhig wie Vögel.

Anna kam mit dem Bündel im Arm, den Mantel über dem Ellenbogen, das Gebetbuch an den Rippen. Der Vater ging neben ihr her, ohne ihren Schritt zu drängen, als dürfe er das Tempo nicht bestimmen. Konrad folgte drei Schritte dahinter, die Axt, sinnlos, aber wichtig an der Schulter. Als sie in die Nähe des Wagens kamen, strich der Wind vom Rhein her in die Gasse und brachte den Geruch von nassem Holz und dem fernen Rauch der Köhler.

»Bleib einen Augenblick«, sagte Hans, und seine Stimme war ruhig, doch am Ende des Satzes zitterte etwas, als hätte eine Saite nachgeschwungen.

Sie blieben unter dem Torbogen stehen. Im Mauerwerk waren alte Kerben, Zeichen aus Jahren, in denen andere gegangen waren. Eingeritzte Namen, ein Kreuz, die Spur eines Rads, das zu nah an der Flanke geschrammt war. Anna legte die Hand dagegen, spürte die Kälte des Steins. »Ich wollte nicht gehen«, sagte sie schlicht.

»Ich weiss«, antwortete der Vater. »Und doch gehst du. Das ist das Schwerste am Erwachsensein: Man tut, was man nicht will, und hält sich dabei an dem fest, was man ist.«

»Ich bin deine Tochter«, sagte sie, und weil die Worte zu leicht hätten werden können, fügte sie, kaum hörbar, hinzu: »und Mamas.«

Er nickte, dann hob er das Bündel, so als prüfe er ein letztes Mal, ob es nicht doch zu schwer sei. »Nicht zu viel. So kommt man weiter.« Er band den Mantel fester um ihren Arm, glättete eine Falte, die gleich wieder zurücksprang. »Schreib mir das Wort, wenn du sonst keins findest.«

„Atem,“ sagte sie.

„Atem,“ wiederholte er, und diesmal lächelte er, wie man lächelt, wenn man eine Münze prüft und weiss, dass sie echt ist.

Der junge Schreiber, der die Bleimarken kontrollierte, kam herüber. „Jungfer Anna? Wir brechen auf. Stellt euch bitte dort an, zwischen die beiden Frauen. Ihr reist heute nur bis Mammern; morgen weiter, wenn die Strasse hält.“ Er deutete kurz mit dem Kinn, sachlich, ohne Härte.

Konrad trat näher. „Ich gehe ein Stück mit,“ murmelte er, als müsse er sich entschuldigen. „Bis zur Biegung hinter dem Galgenrain. Dort sieht man die Stadt nicht mehr.“

„Komm,“ sagte Anna, „aber nicht weiter. Einer muss dem Vater den Rückweg zeigen.“

Die grosse Frau mit der Narbe musterte Anna. „Neu?“ fragte sie leise. „Ja.“

„Dann hör zu: frag wenig, lern alles, iss, wenn es etwas gibt, und behalt eine Nadel im Ärmel.“

„Ich habe zwei,“ sagte Anna.

„Gut,“ sagte die Frau. „Zwei sind besser als Mut.“

Die Wachen hoben die Stangen, der Wagen setzte sich in Bewegung, erst widerwillig, dann mit dem knarrenden Entschluss alter Achsen. Hufe klangen, Eisenringe antworteten, das Holz der Torflügel stöhnte, als trüge es an jeder Schramme die Erinnerung derer, die schon hindurchgegangen waren. Anna tat den ersten Schritt unter dem Bogen, der zweite folgte, und beim dritten wusste sie, dass dies der Schritt war, der zählte.

„Anna,“ sagte der Vater, der neben ihr herging, obwohl er wusste, dass man sich hier verabschiedet, „sieh noch einmal hin.“

Sie drehte sich um. Die Gasse lag feucht und dunkel, die Ladentür war klein geworden, als habe das Haus sich geschämt und den Rücken rund gemacht. In einem Fenster bewegte sich ein Tuch, vielleicht niemand, vielleicht die Erinnerung. Sie hob die freie Hand und hielt sie einen Atemzug lang in der Luft, nicht winkend, sondern haltend, als zeichne sie mit den Fingern eine Linie zwischen Gestern und Heute.

Als die Stadt endgültig hinter der Kuppe verschwand, blieb nur ihr Geruch, feuchtes Holz, kalter Stein, der Schatten von Brot, und der Rhein lief nebenher, unbeirrt. Anna zog den Mantel enger und setzte den Fuss fester auf. Vor ihr lag die Strasse, und hinter ihr stand ein Tor, das jetzt einem anderen Namen öffnen würde. Sie ging weiter.

DIE REISE NACH KONSTANZ

Der Wagen holperte aus dem Schatten des Obertors in das graue Licht, und die Eisenreifen sangen auf den nassen Steinen ein hartes, beharrliches Lied, das Anna in den Knochen fühlte, als schriebe die Strasse mit jedem Schlag eine Zeile auf ihre Rippen. Hinter ihnen lag Schaffhausen klein und feucht, eine Handvoll Dächer, die im Regen zusammengerückt schienen. Vor ihnen aber öffnete sich ein Land, das nach Fluss und Erde roch und den Atem in langen, kühlen Zügen holte. Lorenz, der Wagenführer mit dem roten Bart, hob die Zügel nur so weit, wie es die Pferde brauchten, und sprach sie in jener ruhigen Stimme an, die Tiere verstehen und Menschen beruhigt.

»Drei, vielleicht vier Tage, wenn die Wege halten«, brummte Lorenz, ohne sich umzuwenden. »Konstanz frisst alle Schritte gleich, aber manche schneller als andere.«

»Und uns?« fragte Marta, die eine blasse, schmale Narbe am Kinn trug und sie mit zwei Fingern manchmal so betastete, als sei sie eine Fremde. »Frisst es uns schnell, Lorenz?«

»Es frisst vor allem die, die glauben, satt zu werden«, sagte er. »Wer mit vollem Bauch kommt, behält ihn länger.«

Der Regen fiel nicht schwer, doch er fiel stetig, und in diesem Singen der Tropfen lag eine Geduld, die Anna zugleich beruhigte und ängstigte. Felder zogen vorbei, auf denen die Erde dunkel glänzte; am Wegrand wuchs Distel, und darüber hockten Raben, deren Augen wie nasse Knöpfe funkelten. Schon einen halben Tagesweg hinter der Stadt stiessen Pilger zu ihnen, Männer und Frauen in groben Mänteln, Stäbe mit kleinen Kreuzen, Gesichter, die die Reise gezeichnet hatten, doch aus denen etwas Leuchtendes sprach: Erwartung, die nicht von Vernunft, sondern von Not genährt war.

Ein alter Mann mit grauem Bart und Augen, die noch alle Farben kannten, schritt neben dem Wagen her, als sei er nie müde geworden. »Nach

Konstanz«, rief er, und seine Stimme legte sich warm über den Regen, »dort wird die Einheit der Kirche wiedergeboren, dort wäscht der Herr die Schande vom Antlitz der Christenheit!«

»Und legt ihr einen neuen Spiegel vor«, murmelte Rieke so leise, dass nur Anna es hören konnte. »In dem man die alten Flecken besser sieht.«

Anna nickte nicht, sie schwieg. Sie spürte, wie das Wort »Konstanz« sich in ihr dehnte, wie ein Zelt, das man mit Stangen aufrichtet, und sie wusste nicht, ob es Schutz oder Gefängnis bedeutete.

Gegen Mittag überholte sie ein Zug von Händlern: fünf Wagen, mit Segeltuch überspannt, an deren Seiten Bündel wie schlafende Tiere hingen. Männer in breitrempigen Hüten redeten mit Zungen aus Dutzenden Märkten, es klang nach Preis und Zoll, nach Gewinn und Verlust, nach jener gierigen Hoffnung, die in die Hände fährt, wenn sie Münzen zählen. Einer, ein hitziger mit Apfelwangen, zügelte sein Pferd und musterte die Frauen auf dem Planwagen, als zählte er Ware. »Wohin des Weges, ihr Schönen? Auch nach Konstanz, wo der Himmel goldener regnet als sonst?« fragte er und blähte die Nasenflügel, als koste er bereits den Gewinn.

Lorenz drehte den Kopf gerade so weit, dass der Mann sein Auge sah. »Fahr weiter, Händler. Vorne ist Schlamm genug, da brauchst du keinen hier.«

Der Händler lachte, ein Geräusch wie schüttelndes Metall, warf Anna ein zwinkerndes »Bis später, Kleines« hin und trieb sein Tier an. Sein Tross zog dicht vorbei; der Geruch von Teer, feuchtem Holz, Käse und altem Wein folgte ihnen wie ein zweiter Regen.

»Halte den Blick auf die Strasse«, sagte Marta, ohne Strenge. »Männer wie der sind Märkte. Märkte haben keine Augen, sie haben Waagen.«

»Und Waagen schlagen aus, wenn du atmest«, fügte Rieke hinzu, »darum atme leise.«

In der nächsten Ortschaft, einem überfüllten Flecken mit schiefem Kirchlein, flüchteten sie in eine Schenke, deren Tür nicht mehr schloss, weil zu viele hereinvollten. Drinnen hing die Luft schwer, süß vom Most und scharf vom Schweiss, und über allem lag das Bratenfett wie ein Versprechen, das nur wenige einlösen durften. Pilger drängten sich um den Herd, einer sang mit brüchiger Stimme ein »Salve Regina«, das in den Rauch stieg, während an den Tischen Händler Würfel warfen und über Kredite schrien.

»Langsam«, mahnte Lorenz. »Hol die Zügel an, Mädchen, dass du nicht denkst, die Strasse sei ein Bett.«

»Ich denke nichts«, sagte Anna, halb lachend, halb erschrocken. »Ich gehe.«

»Wer geht, denkt«, sagte Rieke. »Wer nicht denkt, wird getragen, und das ist schlimmer.«

Gegen Mittag begegneten sie einem Zug von Geistlichen, die auf Maultieren ritten, die Mähnen mit Bändern geflochten, die Sättel reich beschlagen. Ein dicker Kanonikus mit einem Gesicht wie geölter Teig sah auf sie herab, als betrachtete er eine Fussnote, und tippte sich mit der Reitgerte gegen die Lippe. »Sorgt, dass ihr sauber seid, wenn ihr ankommt«, sagte er beiläufig, »der Herr liebt Ordnung.«

»Und mancher seiner Diener liebt, dass andere sie herstellen«, murmelte Marta und liess den Blick zu Boden sinken, wie eine gute Zofe, die gelernt hat, ihre Gedanken hinter den Nähten zu verstecken.

Am Weg stand eine Mutter mit zwei Kindern und einem Bündel, das so schwer aussah, als trage es noch eine unsichtbare Last. »Nach Konstanz?« rief sie hölzern. »Mein Mann ist fort, dem Bischof zu dienen; sie sagten, in der Stadt brauche man Frauen, die Wasser tragen und Teller und kleine Leute; gibt es Platz?«

»Es gibt immer Platz«, sagte Rieke, »für die, die zu tragen wissen. Aber der Lohn wiegt selten so viel, wie der Rücken spürt.«

Der Nachmittag wurde warm, die Kleider klebten an den Ellenbogen, und der Staub stieg, wo die Sonne die Pfützen erschöpft hatte. Ein Chor junger Pilgerinnen sang, hell und unverschämt schön, ein Lied, dessen Worte von Jerusalem sprachen und dessen Melodie nach Wein roch. Zwischen ihnen ging eine, die Anna ansah, als erkenne sie in ihr eine Verwandte, und Anna lächelte zurück, ohne zu wissen, warum, und fühlte sich im selben Atemzug schuldig.

Am dritten Tag kam der Unglücksfall. Die Strasse hatte an einer Stelle den Hang aufgenommen, als hätte ein Riese mit der Hand darüber gestrichen. Der Regen der vergangenen Tage hatte Rinnen in die Erde gezogen, die nun, da sie trockneten, zu harten Narben wurden. Lorenz liess die Pferde in den Schritt fallen. »Hier nicht prahlen«, sagte er, »hier fragt der Weg, wer du bist.«

Es geschah schnell: ein dumpfer Schlag, ein kurzer Schrei, der Wagen zuckte, kippte zur Seite, und Anna spürte, wie der Boden unter ihr nach oben sprang. Das rechte Vorderrad war in eine ausgewaschene Spur gera-

ten, eine Speiche knirschte, als würde ein Knochen gebrochen, und dann sass der Wagen schief, die Ladung verrutschte, das Seil spannte, schnitt in das Holz, und etwas in Annas Schulter schmerzte, weil sie sich festgeklammert hatte.

»Runter! Alle runter!« rief Lorenz, und seine Stimme hatte die Schärfe von Eisen. Pilger liefen herbei, ein Söldner, der zufällig hinter ihnen gegangen war, warf den Mantel ab, stemmte den Rücken gegen die Flanke. »Eins, zwei, hebt!« rief er. Das Rad hob sich, sank wieder.

»Die Speiche ist gebrochen«, stellte Marta fest, die die Hände prüfend über das Holz gleiten liess. »Nicht ganz, aber genug.«

»Zweige, Seil, ein Brett«, sagte Lorenz. »Wir schienen das. Rieke, hol das kleine Beil. Mädchen, halt das Pferd, es riecht deinen Schreck.«

Anna trat an die Köpfe der Tiere, legte die Hand an den warmen Hals des vorderen, dessen Fell nach Heu und Anstrengung roch, und sprach leise Worte, die keinen Sinn brauchten, nur Klang. Das Pferd schnaubte, schüttelte den Kopf, beruhigte sich, und in diesem kleinen Frieden fand auch Anna ihren wieder.

Der Söldner, er hatte eine Narbe über dem Auge, die wie ein verlorener Blitz aussah, grinste, als sie ihm das Seil reichte. »Gut gehalten für eine mit sauberen Fingern«, sagte er, nicht spöttisch, eher erstaunt. »Konstanz wird dir Schmutz unter die Nägel treiben. Besser, du gewöhnst dich.«

»Ich gewöhne mich nicht«, sagte Anna, »ich lerne.«

»Das ist ein hübsches Wort für dasselbe«, lachte er. »Hebt!«

Sie schienten das Rad mit einer Stange und zwei frischen, elastischen Zweigen, die Rieke mit schnellem, zornigem Fleiss geschnitten hatte; Lorenz band, Marta hielt, der Söldner drückte, die Pilger sangen eine Strophe, die ihnen Mut machen sollte und den Speichen egal war. Nach einer Stunde stand der Wagen wieder, schräg, doch fahrbar. Lorenz wischte sich die Stirn. »Langsam«, sagte er. »Wer schnell flickt, fährt langsam, wenn er klug ist.«

Sie kamen bis zu einem Dorf, das mehr Zelte als Häuser hatte, weil jeder Unterstand zu einem Zimmer geworden war: Hinterhöfe, in denen Feuer flackerten, Vorplätze, auf denen Bretterlagen als Schlafstätte dienten, und eine Wiese, die in wenigen Tagen die Hälfte ihrer Haut verloren hatte. Eine Schenke, ein zu hoher Name für ein Haus, dem die Tür fehlte, nahm sie widerwillig auf. Drinnen sassen Söldner, deren Helme auf den Tischen lagen wie drohende Früchte, Händler, die die Hände zu eifrigen

Gebärden machten, und Pilger, die mit roten Ohren Gott um Geduld baten, als liesse sie sich aus der Luft pflücken.

»Nach Konstanz?« fragte der Wirt, der ein Auge hatte, das auf Wanderschaft ging.

»Wie alle«, sagte Lorenz.

»Dann zahlt wie alle«, erwiderte der Wirt, und seine Hand blieb offen, bis die Münze fiel.

Die Nacht in der Schenke war rau. Eine der Dirnen aus dem ersten Tag tauchte wieder auf, diesmal mit zwei Begleiterinnen, die aussahen, als hätten sie das Lachen zu einem Handwerk gemacht. »Ihr auch nach Konstanz?« fragte sie Anna, ohne Feindlichkeit. »Dort kann man reich werden für eine Woche und alt in einem Monat. Wenn man Glück hat, in dieser Reihenfolge. Die Hengste dort sollen nur so nach Geld tropfen, wenn sie zwischen prallen Schenkeln liegen können.«

»Ich gehe in Dienst«, sagte Anna.

»Das ist ein anderes Wort für dies und das und für das Eine«, sagte die Frau und zeigte auf ihre Schürze. »Nur dass du davor einen Hofbeton hast und danach einen Beichtstuhl, aber beide tropfen auch, wenn sie Schenkel und Titten sehen.«

Marta legte eine Hand auf Annas Arm. »Geh schlafen. Morgen ist die Strasse nicht freundlicher.«

Draussen hatte der Regen wieder angefangen, feiner jetzt, als wolle er die Haut nur erinnern. Anna lag auf einer Bank, das Bündel unter dem Kopf, das Buch an der Brust, und hörte dem Tropfen zu, der durch das Dach fand und in regelmässigen Abständen in einen Zuber fiel, als zähle jemand die Sekunden bis zum Morgen.

Der vierte Tag brachte Sonne, klare, unbarmherzige, die jede Müdigkeit blosslegte. Die Landschaft weitete sich, und mit ihr die Strasse: jetzt war es kein Zug mehr, es war ein Strom. Überall Gesichter, Stimmen, Farben, Fahnen mit Wappen, die Anna nicht kannte, Heiligenbilder an Stäben, die über Köpfen schwammen wie kleine, bunte Boote, Maultiere mit Körben voller Brot, das anders roch als das in Schaffhausen, Käseräder, die unter Leinen schwitzten, Fässer, deren Aroma die Luft von innen wärmte. Ein Mönch mit einem breiten Gürtel segnete die Vorübergehenden, und ein Händler segnete den Mönch mit seinem Lachen.

»Der Herr segnet guten Handel«, sagte der Händler, und der Mönch nickte, als wäre dieser Satz ein Stück Theologie.

»Danke«, sagte Anna und trank. »Wie heisst du?«

»Ilsa«, sagte die Frau. »Ich hatte einmal einen anderen Namen, aber der hat mich an Türen gehämmert, die nicht aufgingen. Dieser hier ist leichter.«

»Und du...?«

»Ich gehe dorthin, wo die Münzen hinrollen«, sagte Ilsa, »aber ich verliere nicht, wer ich bin. Man kann die Schürze tauschen. Nicht die Rippen.« Sie tippte sich auf die Brust, genau an die Stelle, an der Anna das Buch trug, und lächelte, als wüsste sie, was dort lag.

In der Nacht riss der Wind die Wolken auf, und die Sterne standen so klar, dass es fast schmerzte. Aus einem anderen Lager klangen Lieder. Eines war derb und fröhlich, ein anderes sanft und so traurig, dass Anna die Luft anhalten musste, um nicht mitzuweinen. Sie dachte an den Vater, der vielleicht am Tisch sass und in das Kassenbuch starrte, auf dessen Rand ein Wort stand, das so leicht war und doch so schwer. Sie strich mit den Fingern über den Einband des Gebetbuchs und flüsterte, leise genug, dass nur sie es hörte: »Atem.«

Der Morgen ihres letzten Wegstücks kam mit einem hellen Schlag: der Himmel war gross, die Luft klar, und die Strasse, die sich wie ein Band nach Osten zog, vibrierte bereits, ehe die Sonne hoch war. Kolonnen von Packtieren, Eilwagen der Gesandten, Trupps von Knechten mit Stangen, über die Tücher gehängt waren, wie eine Fahnenparade des Alltags. Ein Reiter mit dem Wappen einer Stadt, die Anna nicht kannte, jagte an ihnen vorbei, so dicht, dass der Saum seines Mantels ihren Ärmel streifte. Er roch nach Leder, Pferd und etwas Scharfem, das man an Männern kennt, die zu lange befehlen.

Am Wegrand stand eine Gruppe von Jungen, die kleine, schmutzige Pilgerzeichen verkauften, die aussahen, als hätte man sie mit einem stumpfen Messer aus Blei gezwungen. »Für Glück«, brüllte der Älteste. »Für Schutz! Für einen Kuss!« »Der kostet extra«, rief einer der Söldner zurück, und die Jungen lachten, nicht böse, sondern müde.

Anna fühlte, wie alles dichter wurde. Die Luft, die Stimmen, der Weg. Sie spürte auf der Zunge den Salzrand von Angst und Erwartung, und ihr Blick suchte unwillkürlich die Gesichter. Nicht die schönen, nicht die lauten, sondern die, die so taten, als gingen sie nur nebenher. Sie sah eine Nonne, deren Augen unter der Haube brannten, sie sah einen Bäckerknecht, der mit beiden Händen ein Brot hielt, als sei es ein Kind, sie sah

einen alten Mann, der sich an einen dünnen Stock klammerte und dabei aussah, als halte er die Zeit fest.

Dann, am späten Nachmittag, als die Sonne schon begann, die Kanten der Dinge weich zu machen, öffnete sich vor ihnen ein Hügel, und dahinter lag, nicht wie ein Bild, sondern wie ein Geräusch, Konstanz. Türme stachen in den Himmel, Dächer drängten sich bis an das Wasser, auf dem Boote wie Fliegen lagen. Über allem lag eine Unruhe, die süß und bitter zugleich war. Man hörte Glocken, man hörte Rufen, man hörte Hämmern, als baue man die Stadt jeden Tag aufs Neue. Rauchfahnen zogen wie Schrift über den Himmel, und die Luft hatte den Geschmack von Holz, Salz, Öl und Ehrgeiz.

»Sieh hin, Mädchen«, sagte Lorenz, ohne Pathos. »Da ist dein Jahr.«

»Da ist mehr«, sagte Marta neben ihr, und ihre Stimme hatte etwas Weiches, das Anna bei ihr selten gehört hatte. »Da ist das Jahr vieler.«

»Und das Lachen weniger«, sagte Rieke, »das wiegt doppelt.«

Sie hielten nicht an. Die Strasse zog sie weiter, als hätten die Räder endlich gefunden, wofür sie sich drehten. Vor den Toren lagerten Händler, deren Stände überquollen, und Frauen, die ihre Haare offen trugen, als hätten sie keine Zeit mehr, sie zu flechten oder keinen Grund. Ein Mann in einem zu engen Wams las mit lauter Stimme eine Liste von Namen vor, von Häusern, von Regeln, und keiner hörte zu, weil jeder schon etwas hörte, das lauter war: sein eigenes Ziel.

Ein letzter, kleiner Vorfall, vielleicht deshalb so scharf, weil er so klein war: Ein Junge rannte, stolperte, fiel. Seine Ware, dünne, aus Holz geschnitzte Kreuze, verstreute sich im Staub, und ein Wagenrad rollte darüber, als sei das Holz Gras. Er blieb liegen, den Mund offen, doch ohne Ton. Anna sprang vom Wagen, noch ehe Lorenz die Zügel fasste, kniete neben ihm, hob ihn am Ellbogen hoch. »Nichts gebrochen?«, fragte sie, und erst da merkte sie, dass ihre Stimme eine andere war als an den Tagen zuvor.

»Nur mein Brot«, sagte der Junge, und in seinen Augen war Zorn, nicht Schmerz. »Und niemand sieht hin.«

»Ich sehe hin«, sagte Anna, hob zwei Kreuze auf, die nicht ganz zerstört waren, klopfte den Staub ab und legte sie in seine Hand. »Verkauf sie doppelt. Sag, sie seien vom Wagen des Konzils gesegnet.«

Er starrte sie an, dann lachte er auf, kurz, scharf, und rannte weiter, als hätte er einen neuen Weg unter den Füßen.

Als sie wieder aufsprang, spürte sie, dass etwas in ihr sich zurechtgerückt hatte, ein Stein vielleicht, der die Mauer stabiler machte, oder ein Knoten, der nun wusste, warum er gebunden worden war. Sie setzte sich, atmete, und aus der Tiefe der Stadt kam ihr ein Geschmack entgegen, der nicht aus Rauch und Brot bestand, nicht aus Wein und Schweiss, sondern aus etwas, das man nicht essen konnte und das doch satt machte: Macht.

»Atme«, sagte sie zu sich, und diesmal war es kein Trost, sondern eine Aufforderung. »Atme, und vergiss nicht, wie Luft riecht, wenn sie frei ist.«

Konstanz lag vor ihnen, als wäre es der Rand der Welt und zugleich ihr Markt. Die Pferde setzten die Hufe, als wüssten sie, dass Steine hier andere Geschichten erzählten. Und Anna, die Tochter eines verarmten Tuchhändlers, fuhr auf einer schief gesplinteten Speiche ihrem Jahr entgegen.